
Datenkapitalismus statt Finanzkapitalismus?

Rezension von: Thomas Ramge, Viktor Mayer-Schönberger, *Das Digital: Markt, Wertschöpfung und Gerechtigkeit im Datenkapitalismus*, Econ, Berlin 2017, 304 Seiten, gebunden, € 25; ISBN 978-3-430-20233-6.

Für die Entwicklung des Menschen und seine Bestrebung zur Beherrschung seiner Umwelt sei die Fähigkeit zur Zusammenarbeit und Koordination einzelner Aktivitäten noch entscheidender als die Zähmung des Feuers oder die Erfindung des Rades gewesen. So lautet eine anfängliche These des vorliegenden Buchs. Diese ist gewagt und schwer verifizierbar, erscheint jedoch nicht völlig unplausibel und ist zudem einigermaßen aktuell, schrieb doch zuletzt der Historiker Yuval Harari in seinem 2015 erschienenen Buch „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ über die Bedeutung von Sprache und Kommunikation als entscheidende Erfolgsfaktoren des *Homo sapiens*.

Eine wesentliche Errungenschaft im Hinblick auf die Koordinationsfähigkeit ist der Markt, auf dem mittels Preisen nicht nur Waren und Dienstleistungen, sondern auch Informationen ausgetauscht werden können. Auf solch einem Markt treffen sich nicht nur Handel führende Individuen, sondern auch Unternehmen. Aus dieser Perspektive kann das Unternehmen als Marktteilnehmer verstanden werden. Betrachtet man es allerdings als eine Institution, welche Individuen hilft, ihre Aktivitäten zu koordinieren, kann es auch als Alternative zur koordinierenden Institution Markt verstanden werden.

Dieser Argumentation folgend, beschreiben die Autoren Viktor Mayer-Schönberger, Professor für Internet-Governance an der Universität Oxford, und Thomas Ramge, Wirtschaftsjournalist für „The Economist“, das Unternehmen als zentralisiertes und den Markt als dezentrales Modell der Koordination menschlicher Aktivität. Ausgehend von dieser Betrachtung, wird die Hauptthese des Buchs aufgestellt, der zufolge die Digitalisierung und der damit einhergehende Datenreichtum dem Markt dazu verhelfen, sein volles Potenzial zu entfalten.

Renaissance des Marktes

Schien im Zuge der Industrialisierung und der Entdeckung der Skaleneffekte noch das Unternehmen und seine hierarchisch gestaltete Entscheidungsfindung das effektivere und effizientere Koordinierungsinstrument zu sein, so steht der Markt, so die These der Autoren, vor einer Renaissance. Der Datenkapitalismus soll also den Industrie- und Finanzkapitalismus ablösen. Die bisherige informationelle Rolle des Geldes wird in einem datenreichen Markt an Relevanz einbüßen, können doch mittels digitaler Technologien nicht nur unzählige Daten erfasst und gespeichert, sondern zunehmend auch ausgewertet werden, womit der komplexitätsreduzierenden Rolle des Preises keine so entscheidende Bedeutung mehr zukommt. Daten sind also nicht das neue Öl, sondern das neue Geld.

Daten statt Geld

Nur konsequent, dass die Autoren des Buchs als zentrale Handlungsempfehlung eine „progressive Daten-

Sharing-Pflicht“ oder „Datensteuer“ vorschlagen. Aus der Erkenntnis, dass mit Daten lernende Systeme die Entscheidungsfindung auf datenreichen Märkten verbessern, aber eben auch anfällig für Systemversagen und Konzentrationsprozesse sein können, folgern die Autoren, dass eine solche Datensteuer für die nötige Vielfalt an Daten und Algorithmen Sorge tragen wird.

In gewisser Weise ist das Buch geprägt von der Überzeugung, dass Menschen ihre von Irrationalität getrüben Entscheidungen zur Effizienzsteigerung gerne an künstliche Intelligenzsysteme abgeben werden. Freiheit liegt demnach darin, mühsame und fehleranfällige Vergleiche und Entscheidungen an ein System zu delegieren, welches anhand der Informationen über unsere Vorlieben und Verhaltensweisen immer die richtigen (Kauf-)Entscheidungen treffen können soll.

Algorithmen entscheiden

Ausgeklammert wird dabei jedoch, wie wir überhaupt zu unseren individuellen Präferenzen kommen. Die dabei nicht unwesentlichen Erfahrungen aus vorangegangenen Entscheidungen würden uns fehlen, und die bereits heute stattfindende Beeinflussung durch Werbung, gesellschaftliche Normen und andere Faktoren würde wohl auch Eingang in solche Entscheidungsalgorithmen finden, womit sich die Frage stellt, warum derlei gestrickte Systeme freier von Beeinflussung und Manipulation sein sollen, als wir es sind. Die Antworten der Autoren wären vermutlich Datenvielfalt und ein vollkommener Markt.

Auf Herausforderungen bezüglich Datenwerdung unserer Präferenzen oder Strukturierung aller anderen

Marktdaten, z. B. durch Beschlagwortung oder Ontologie, wird zwar eingegangen, aber jeweils auf lernende Maschinen/Algorithmen zur Lösungsfindung verwiesen.

Dezentrale Digitalwirtschaft?

Auch der Tatsache, dass die Unternehmen, welche bislang die Digitalwirtschaft dominieren (Amazon, Google etc.), eher Beispiele zentraler und hierarchisch organisierter Kommando- und Kontrollstrukturen klassischer Unternehmen sind und so gar nicht dem propagierten offenen, dezentralen und demokratischen Markt entsprechen, wird Raum gegeben. Das Unternehmen hat demnach mittels besserer Informationsflüsse, zuerst durch die doppelte Buchführung, später die Kostenrechnung und heute die ERP-Software, Effizienzgewinne realisiert und gegenüber dem auf den Preis fixierten, konkurrierenden Koordinationsmechanismus Markt Boden gut gemacht. Beim Übergang von geldbasierten zu datenreichen Märkten liegt nun aber der Vorteil beim Markt, auch weil dort das Automatisierungspotenzial weniger ausgereizt sei. Gestützt wird diese These durch Beispiele erfolgreicher digitaler Unternehmen, welche Märkte in die Unternehmensstruktur integrieren und somit selber immer mehr zum Markt werden.

Marktwertung von Unternehmen

Hierin liegt auch wieder einer der Problembereiche, der von den Autoren zwar beschrieben, aber mit der Datensteuer wohl nicht restlos aufgelöst werden kann. Durch die Marktwertung von Unternehmen können wir auch die Zentralisierung des Marktes bzw. der

Marktzugänge beobachten, eine der entscheidendsten Herausforderungen für die Digitalwirtschaft.

Kritik zum Buch

Im neunten des insgesamt zehn Kapitel umfassenden Buchs wird auf das wesentlichste Thema im Zusammenhang mit der Digitalisierung, nämlich die Auswirkungen auf die Arbeit, eingegangen. Neue Thesen oder Erkenntnisse birgt dieses Kapitel jedoch keine. Der Diskurs, dass die Automatisierung der Entscheidungsfindung nun auch kognitive Routinetätigkeiten übernehmen wird, nachdem bisher schon die manuellen Routinetätigkeiten an Technologien ausgelagert wurden, ist bekannt. Insgesamt malt das Buch eine recht vage Zukunftsvision, wenn es um Arbeit geht.

Angeführt werden Berichte, wonach der Anteil der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung abnimmt, genauso wie die Lohnquote. Und eine immer größere Zahl der Erwerbstätigen weicht in scheinbare Selbstständigkeit aus. Über die Zusammenhänge, Ursachen, Interpretationen und Lösungen lässt sich diskutieren.

Keine Begeisterung für kapitalseitige Steuern

Die Autoren schlagen distributive und partizipatorische Ansätze vor, bleiben aber in weiterer Folge sehr inkonsequent. Höhere Kapitalertragssteuern und Vermögenssteuern auf der einen Seite, Umschulung und Weiterbildung auf der anderen, sind gängige Rezepte. Letztendlich gelingt ihnen jedoch kein Plädoyer, weder für Kapitalertragssteuern noch für Vermögenssteuern. Sie lehnen diese Beiträge zur

Bewältigung des gesellschaftlichen Wandels, der die Digitalisierung zweifelsohne ist, unter Verweis auf Matthew Rognlie (2015) und Simcha Barkai (2016) ab, denen zufolge sowohl die Lohn- als auch die Kapitalquote zurückgehen. Wenn dem so ist, können Mehreinnahmen nur in deutlich höheren Unternehmensprofiten stecken, dank ungerechtfertigter Preisaufschläge in Märkten mit unzureichendem Wettbewerb.

Damit wären wir auch wieder bei der Grundproblematik der Digitalwirtschaft, welche sich in einem Rückgang von Innovation und unternehmerischer Dynamik parallel zu explodierenden Gewinnen in den USA als Ausdruck der sich abzeichnenden Machtkonzentration manifestiert. Zur (effektiveren) Besteuerung des von diesen Konzernen erzielten Mehrwerts mittels Körperschaftssteuer können sich die Autoren jedoch, mit Verweis auf die mögliche investitionshemmende Wirkung, ebenso wenig durchringen wie zuvor schon bei anderen distributiven Ansätzen, weshalb sie in weiterer Folge erwägen, progressive Einkommensteuern durch progressive Verbrauchsteuern zu ersetzen.

Datensteuer, deine (anonymen) Daten für alle

Dies führt sie zu ihrem Ansatz, der Datensteuer. Ähnlich wie auch das Patentsystem darauf gründet, das Privileg des Patentschutzes nur jenen zu gewähren, die zuvor die Funktionsweise ihrer Erfindung offenlegen, sollen datenreiche Firmen in Abhängigkeit von ihrer Größe einen Teil ihrer Steuerlast mit der Weitergabe von Daten begleichen können. Hintergrund dieses Gedankens ist, dass Innovation in Zukunft

nicht mehr auf einer Idee, sondern auf datengestützten Feedbackschleifen basiert. Darauf beruht auch die Hoffnung, dass eine solche Datenabgabe so innovationsstimulierend ist, dass eine reduzierte Umverteilung, bedingt durch geringeres monetäres Steueraufkommen, durch gesteigerten wirtschaftlichen Gesamtnutzen kompensiert wird. Während sich die Autoren mit (finanziellen) Steuern sehr schwer tun, fallen ihnen Vorschläge für Steuernachlässe sehr leicht, und so fordern sie nicht nur eine Reduktion der Steuerschuld von Unternehmen um den Datenanteil, den sie teilen, sondern in einem weiteren Schritt auch noch einen Steuerrabatt für Unternehmen, die Menschen beschäftigen.

Politischer Dreiklang

Insgesamt kommen die Autoren so zu einem politischen Dreiklang: Die Profitschöpfung im Datenzeitalter soll nicht ohne Beitrag für jene passieren, die durch datenreiche Märkte ent wurzelt werden. Dies soll jedoch nur zum Teil durch Geld, sondern eben auch durch das Umverteilen von Daten gelingen. Außerdem sollen steuerliche Anreize in Form von Steuervorteilen für die menschliche Arbeitskraft geboten werden, innovative Geschäftsmodelle zu entwickeln, bei denen Menschen den Mehrwert schaffen.

Während ihnen das bedingungslose Grundeinkommen prinzipiell als unfinanzierbar erscheint, sehen sie nicht die Unternehmen in der Verantwortung für die Schaffung guter und finanziell attraktiver Arbeit, sondern den Staat als Unterstützer in Zeiten zunehmender prekärer Beschäftigung; nicht jedoch durch Regulierungen, welche faire Arbeitsbedingungen und Löhne si-

cherstellen sollen, sondern durch negative Auswirkungen abfedernde Unterstützungsleistungen. Arbeit wird entbündelt, Unternehmen lösen sich auf, auf dem Markt wird Arbeit „freier“ gestaltet, so die Erwartungshaltung, und weil dies potenziell prekäre Auswirkungen mit sich bringen kann, schlagen sie vor, über Geld hinauszudenken.

Die „Flexibilität“, Arbeit anzunehmen, die Spaß macht, und nicht unbedingt nur jene, die gut bezahlt wird, und die Option, auch etwas weniger zu arbeiten, damit alle noch Arbeit finden, sollen durch ein partielles Grundeinkommen (400-500 Euro pro Monat) ermöglicht werden und nicht etwa durch eine Reduktion der Arbeitszeit. Mithilfe dieses partiellen Grundeinkommens soll die relative Bedeutung des Lohns für die Arbeit reduziert werden.

Am Ende so schlau wie zuvor

In diesem vorletzten und wichtigsten Kapitel klärt sich auf, wie weit uns eine Datensteuer bringen kann. Während diese vielleicht das Risiko der Marktkonzentration vermindern kann, bleiben die Menschen als arbeitende und konsumierende Teilhabeberechtigte außer Betracht. Sie liefern die Daten, sie können datenbasierte Dienste nutzen, aber wie sie darüber hinaus von einem digitalen Zeitalter profitieren sollen, dazu kann dieses Buch keine Ideen anbieten. Irgendwie soll sich durch die Auflösung aller hemmenden Beziehungen zwischen Unternehmen, Staat, Konsumenten und Beschäftigten in einem datenreichen Markt alles in Wohlgefallen auflösen, sodass weder Steuern noch Preise, noch Löhne die Bedeutung von heute haben, denn Geld wird gegenüber den Daten eben diese verlieren.

Eine mutige und auch durchaus interessante These, die jedoch, unter anderem auch, den Datenschutz völlig außer Acht lässt. Warum soll ein Unternehmen meine Daten an den Staat oder sonst wen einfach so weitergegeben dürfen? Wenn es den Datenschutz aber weiterhin geben soll und damit Einschränkungen im Umgang mit Daten, fällt jedoch die universelle Einsetzbarkeit gerade auch im Tausch, womit Daten zwar Wert repräsentieren, aber nicht geldähnlich funktionieren werden.

Die Wichtigkeit von Daten wurde zwar auch schon zuvor erkannt, aber in diesem Zusammenhang bietet das

Buch eine spannende Abhandlung. Am Ende gelingt jedoch weder ein überzeugender Wurf, was die digitale Ausprägung unserer Zukunft anbelangt, noch ein belastbarer Vorschlag zu Gerechtigkeit im Datenkapitalismus, den der Untertitel verspricht.

Fridolin Herkommer

Literatur

Barkai, Simcha, Declining Labor and Capital Shares (= Working Paper, University of Chicago, Chicago 2016).

Rognlie, Matthew, Deciphering the fall and rise in the net capital share, in: Brookings Papers on Economic Activity (Spring 2015).